

Helmut Berking (Hg.)

Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen

Helmut Berking ist Professor für Soziologie an der TU Darmstadt.

Campus Verlag
Frankfurt / New York

Inhalt

Einleitung

Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs 7
Heinrich Berking

I. Globalisierung als imaginäre Geografie

Keine Entlastung für das Lokale 25
Doreen Massey

Grenzregimes im Zeitalter globaler Netzwerke 32
Stefan Kaufmann

Global Images: Ordnung und soziale Ungleichheiten in der Welt,
in der wir leben 66
Heinrich Berking

Globale Komplexitäten 87
John Urry

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detailliertere bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 13: 978-3-593-37997-5

ISBN 10: 3-593-37997-X

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2006 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Satz: Jochen Schwenk, Darmstadt

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsgesellschaft GmbH

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

II. Raum, Ort, Identität

Jenseits der »ethnischen Gruppe« als Objekt des Wissens: Lokalität, Globalität und Inkorporationsmuster von Migranten.....	105
<i>Nina Glick-Schiller, Ayse Caglar, Thaddeus C. Guldbrandsen</i>	
Transnationale Gegenöffentlichkeit und die Rekonfiguration des Raumes nach dem 11. September 2001	145
<i>Purima Manekkar</i>	
Transnationale Solidaritätsgruppen, Imaginäre Räume, Irrale Konditionalsätze	164
<i>Werner Schifflauer</i>	
Blickfänge: Räumlich-geschlechtliche Inszenierungen am Beispiel der Prostitution.....	181
<i>Martha Löw</i>	
III. RaumOrdnungen	
Die »Stadt« – Begriff und Bedeutung.....	201
<i>Peter Marrau</i>	
Intensitäten des Fühlens: Für eine räumliche Politik der Affekte.....	216
<i>Nigel Thrift</i>	
Kosmopolitierung ohne Kosmopolitik: Zehn Thesen zum Unterschied zwischen Kosmopolitismus in Philosophie und Sozialwissenschaft.....	252
<i>Ulrich Beck</i>	
Authorinnen und Autoren	271

Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs

Helmut Berking

»Space is everywhere of modern thought. It is the flesh
that flattens the bones of theory. It is an all-purpose
nostrum to be applied whenever things look sticky«.

Mike Crang/Nigel Thrift

Kaum ein Wortbild hat unsere Vorstellungen von der Welt, in der wir leben, stärker verändert als das der »Globalisierung«. Ob als Schreckenstvision entschuldigter Gesellschaften oder als Versprechen auf eine paradisiische Zukunft, immer geht es um die dramatischen Folgen einer neuen oder als neu imaginierten sozialräumlichen Ordnung, die sich als »Weltgesellschaft«, »global village«, the world as »a single place« (Robertson 1992: 6) Ausdruck und Geltung verschafft. Globalisierung ist »pop culture« (Albrow 2002: 25) und unabhängige intellektuelle Herausforderung zugleich. Der Konzeptbegriff streht nicht nur für die Transnationalisierung der Waren-, Finanz-, und Kulturmärkte, sondern markiert auch einen radikal anderen Status des In-der-Welt-Seins. Einem Aperçu Zygmund Baumanns zufolge ist Globalisierung, was immer sonst noch der Fall sein mag, vor allem eines: Es ist die Rache der Nomaden, das avisierte Ende einer machtvollen 10.000-jährigen Tradition, das Ende der Sesshaftigkeit.

Als Leitmotiv aller Globalisierungserzählungen gibt sich die Grundüberzeugung zu erkennen, es mit fundamental veränderten Raumbildungsprozessen zu tun zu haben, die die bewährten institutionellen Arrangements sozialer Ordnung, kultureller Wissensbestände und Alltagspraktiken systematisch entwerfen. Wer von Globalisierung spricht, kann von »Raum« nicht absehen, geht es doch in der Hauptsache um die Frage nach den räumlichen Organisationsformen sozialer Beziehungen. Diese Perspektivverschiebung stellt das etablierte Theorie- und Forschungsdesign der Sozialwissenschaften auf eine harte Probe, genauer, unter den Generalverdacht »raumblind« (gewesen) zu sein und so eine Tiefendimension jeder Sozialibilität konzeptionell verfehlt zu haben. Die nun zu beobachtenden vielfältigen Versuche, Raum (*space*) und Ort (*place*) ins grundbegriffliche Inventar der Sozialwissenschaften zu integrieren, haben nicht nur zu einer überraschenden Renaissance raumtheoretischer Reflexionen geführt. Auch

Transnationale Solidaritätsgruppen, Imaginäre Räume, Irreale Konditionalsätze

Werner Schöffauer

Der Begriff der *imagined communities* ist wohl eine der erfolgreichsten Begriffsprägungen der letzten Jahre. Ursprünglich von Anderson (1993) auf die Imaginäre Gemeinschaft Nationalstaat bezogen, wird er heute auch in Bezug auf Diasporas, religiöse Gemeinschaften, aber auch nativistische Bewegungen gebraucht. Er bezieht sich auf (oft sehr starke) Gefühle von Gemeinsamkeit und Solidarität in Kollektiven von ansonst Fremden.

In diesem Text möchte ich einen genaueren Blick auf den spezifischen Vergesellschaftungsprozess in Imaginären Gemeinschaften werfen. Dazu werde ich mich mit der Figur des Imaginären auseinander setzen. Der Begriff des Imaginären wurde eingeführt um den Bereich der »Vorstellung« von dem der »Fantasie« oder des »Traums« zu unterscheiden. Im Gegensatz zu Letzterem bezeichnet das Imaginäre das »Mögliche« oder »Denkbare«. Das Imaginäre siedelt sich also zwischen dem Fantastischen und dem Realen an: Das Imaginäre benennt das Realistische, aber nicht Realisierte. So führt Iser (1993) die Figur des Imaginären ein, um das Verhältnis von Realen zu Fiktivem in literarischen Texten zu klären. Castoridis (1975/1984) versucht, in seinem großen Entwurf der *Gesellschaft als imaginäre Institution*, mit dem Begriff des Imaginären, den marxistischen Funktionalismus zu überwinden und das Geschichtliche einzufangen. Bei Sartre (1943/1962) besteht das Imaginäre im Akt der Nichtung des Realen – es ist das, was die Realität (noch) nicht ist, was sie aber sein könnte. Das Imaginäre für Sartre ist damit durch Gleichzeitigkeit von Anwesenheit und Abwesenheit charakterisiert. Das Imaginäre ist dem Realen insofern vorgeordnet, als sich das Reale erst bei dem Versuch der Realisierung des Vorgeordneten erschließt, nämlich als Widerständigkeit der Welt. Bei Musil (1978) schließlich taucht das Imaginäre als Möglichkeitssinn im Gegensatz zum Wirklichkeitssinn auf.

Ich habe den Eindruck, dass es genau auf diese Verzahnung des Realen mit dem Irrealen im Imaginären ankommt, wenn man das Phänomen der

imagined communities zu verstehen versucht. Die Strukturmerkmale dieser Verzahnung lassen sich nun genau fassen, wenn man die grammatische Figur näher betrachtet, in der das Imaginäre formuliert wird, nämlich den Irrealen Konditionalsatz. Der Logos, die Rede, mit der das Imaginäre ausgedrückt wird, wird uns die Logik des Imaginären erschließen. In einem zweiten Schritt werde ich dann zeigen, dass die derart erhaltenen Kategorien für die Analyse von Imaginären Räumen in der Diaspora fruchtbar gemacht werden können.

Die Befassung mit dem Imaginären ist nicht zuletzt deshalb sinnvoll, weil die Migrationsforschung durch einen tiefen Bruch zwischen zwei Ansätzen charakterisiert ist. Auf der einen Seite des Grabens finden sich die Ansätze der postmodernen und postkolonialen Autoren, die sich mit Hybridität, Fragmentierung oder Zelebrierung von Differenz auseinander setzen. Auf der anderen Seite stehen die *political economy approaches*, die sich mit Globalisierung des Kapitals, *Transnationalen Corporations* und mit *Labour migration* auseinander setzen. Während Letztere die realen Handlungsschancen, Migrationswege und ähnliches analysieren,¹ untersuchen erste die Bilder, Imaginationen, Verortungen, die sich daran knüpfen. Beide Ansätze stehen sich weitgehend sprachlos gegenüber. Offenbar fehlt es an Kategorien, die eine Brücke über den Graben schlagen könnten. Der Begriff des Imaginären scheint mir dazu geeignet zu sein.

Die Verzahnung von Realität und Vorstellung in Irrealen Konditionalsätzen

Irreale Konditionalsätze bestehen aus der komplexen Verknüpfung von vier Aussagen. Nehmen wir einen Satz wie: »Wenn das Glas auf den Boden gefallen wäre, wäre es bestimmt/sicher/wahrscheinlich zerbrochen«, um dies zu verdeutlichen.

Dieser Satz macht zum Ersten eine Aussage über einen kausalen Zusammenhang, der die Form eines Gesetzes, einer Regel oder einer Wahr-

¹ Die wichtigsten Ansätze sind der *rational choice* Ansatz, der *push* und *pull* Faktoren analysiert, der *household economy approach*, der bestrebt ist, den methodischen Individualismus des *rational choice* Ansatzes durch Haushaltsstrategien zu überwinden und schließlich der Migrationsystemansatz, der versucht Mikro-, Meso- und Makroebene zu vereinbaren.

scheinlichkeit haben kann – also eine Aussage über die Realität. Irrationale Konditionalsätze sind Gedankenexperimente. Man kann sogar noch weiter gehen, dass jede Aussage über eine Gesetzmäßigkeit die Form eines Irrationalen Bedingungssatzes annehmen können muss. Jedes Gesetz lässt sich als »Wenn-[...]dann« Aussage formulieren: Es bezeichnet eben nicht das, was empirisch eingetreten ist, sondern das, was bei bestimmten Voraussetzungen eintreten wird (Goodman 1955/1975).

Ein Irrationaler Konditionalsatz macht zweitens eine kategoriale Aussage. Der Gegenstand, auf den ich mich beziehe, gehört zur Kategorie der Gläser. Das Glas gehört zur Gesamtheit der Gläser. Es ist anderen Gläsern (und zwar in Hinsicht auf die in Frage stehende Eigenschaft – hier die Zerbrechlichkeit) gleich.

Zu diesen beiden Aussagen gesellt sich eine Aussage über die Kondition (die den Sätzen ja ihren Namen gegeben hat): Dabei lassen sich wahre und falsche Bedingungen unterscheiden (Goodman 1955/1975). Reale Bedingungen sind Aussagen, die tatsächlich eintreten können. Unser Satz macht nur Sinn in einem Kontext, in dem das Glas tatsächlich hätte herunterfallen können. Er macht gar keinen Sinn, wenn das Glas fest eingemauert gewesen wäre. So hat auch der Satz »Wenn ich mich beeilt hätte, hätte ich ihn noch angetroffen« nur dann Sinn, wenn die Eile wirklich einen faktischen Unterschied gemacht hätte. Es gibt freilich auch falsche Irrationale Bedingungssätze (»Wenn ich im 17. Jahrhundert gelebt hätte«, »Wenn Dreiecke Vierecke wären«). Sie werden allerdings im Alltagsgebrauch klar von den wahren Irrationalen Bedingungssätzen unterschieden (etwa durch »Marker«, die ihren Status besonders betonen – wenn er sich nicht ohnehin von selbst ergibt): Es sind Sätze, die auf Träume, Identifikationen mit Romanfiguren oder ähnliches abzielen. Irrational an diesen Sätzen ist nur die Kondition – nicht aber die Gesetzesaussage. Wir werden auf den Unterschied zwischen den wahren und falschen Bedingungssätzen noch zurückkommen. Sie sind dann spannend, wenn eine äußere Instanz den Unterschied zwischen wahren und falschen Irrationalen Konditionalsätzen macht. Wenn es nicht an der Natur, sondern an der Gesellschaft liegt, dass der Möglichenhorizont von Handlenden eingeschränkt ist, dann stellt sich die Frage der Rechtfertigung dieser Einschränkung.

Irrationale Konditionalsätze machen schließlich nur dann Sinn, wenn der gesetzte Fall nicht eingetreten ist – das Glas also nicht heruntergefallen ist. Die Realität des Subjektes muss (noch) anders sein. Nur dann ist das Gedankenexperiment ein Gedankenexperiment. Die Differenz von Realem

und Möglichem ist die Voraussetzung für eine Wertung. Es ist gut oder schlecht, wenn das Glas herunterfallen würde, oder dass es nicht heruntergefallen ist.

Kurz: Die so einfach anmutenden Irrationalen Konditionalsätze stellen ein komplexes Verhältnis von Gesetz/Regel – Kategorie – Bedingung – Bewertung/Moral her. Sie sind entscheidend für die Konstitution von »Möglichkeitsträumen«. Sie betreffen Sachverhalte, die möglich sind oder nicht, die auch hätten sein können oder auch möglich wären – aber nicht eingetreten sind. Der Möglichkeitstraum ist der Raum der verpassten Chancen, aber auch der vermiedenen Katastrophen. Er ist der Raum auf dessen Hintergrund wir die »realisierten Chancen« und die »faktischen Entwicklungen« messen und beurteilen. Der Möglichkeitstraum ist die Folie, auf der Aussagen von Pech, Glück, Schicksal, Tragik erst sinnvoll werden. Er ist damit konstitutiv für unser Selbstverständnis, für unsere Verortung in der Welt, und damit für unsere Identität.

Kondition

Gesetz

Moral

Kategorie

Imaginäre Räume sind die lokale Ausprägung derartiger Möglichkeitsträume. »Reale« Imaginäre Räume (im Gegensatz zu Romanwelten) sind charakterisiert von ihrer Potenzialität – sie beziehen sich auf die Orte, zu denen ich Zugang habe, an denen auch mir etwas hätte zustoßen können, wo auch ich hätte tätig werden können. Die Grenzen der Imaginären Räume sind die Grenzen meines ganz realen Handlungs- und Bewegungsraums. Sie sind von meinen realistischen Handlungsoptionen gesetzt – und damit von meinem symbolischen, materiellen, kulturellen oder sozialen Kapital abhängig.

Die Personen, die diesen Möglichkeitstraum bevölkern, sind meine *Imaginäre Gemitschaft*. Sie verkörpern das, was ich auch hätte werden können oder was auch mir hätte zustoßen können. Sie sind die verkörperten Alternativen zu mir selbst. Im Vergleich mit ihnen kann ich mich glücklich preisen oder muss mich als Versager einschätzen und rechtfertigen. Das Interesse an diesen Personen ist damit das Interesse am Eigenen, das sich

deutlich von dem Interesse am Fremden unterscheiden lässt. An ihnen hat man ein praktisches und nicht nur ein theoretisches Interesse.

Man kann die Probe auf das Exempel machen, indem man Benedict Andersons klassischen Text zu Imaginären Gemeinschaften (Anderson 1993) unter der Perspektive der hier entfalteten Kategorien liest. Anderson führt, wie ich meine zu Recht, das Problem der Gleichzeitigkeit als konstitutiv für das Phänomen der Imaginären Räume ein. Dabei führt er in seinem Buch zwei Thesen aus, die allerdings nicht systematisch aufeinander bezogen werden. Die erste, die am häufigsten rezipiert wird, ist die Medienthese: Neben Romanen waren Tageszeitungen entscheidend für die Entfaltung der Vorstellung eines nationalen Imaginären Raumes. Tag für Tag, so Anderson, repräsentiert die Zeitung einen Raum, in dem sich bestimmte Ereignisse abspielen: »Die Vorstellung eines sozialen Organismus, der sich bestimmbar durch eine homogene und leere Zeit bewegt, ist eine genaue Analogie zur Nation, die ebenfalls als beständige Gemeinschaft begriffen wird, die sich beständig die Geschichte hinauf (oder hinunter) bewegt« (1983/1993: 33). Die zweite These ist die Karrierethese. Anderson versucht zu erklären, warum die tragende Schicht der lateinamerikanischen nationalen Unabhängigkeitsbewegungen – historisch die ersten – Kreolen waren. Er formuliert die plausible These, dass der staatliche Raum sich den administrativen Eliten durch Versetzungsregimes erschließt. Diese Versetzungsregimes waren im Fall der Kreolen auf die Kolonien begrenzt (wo die höchsten Positionen zudem von Verwaltungsbeamten des Mutterlands besetzt wurden). Damit ergab sich von selbst ein Bezug zur Kolonie als eigenem Territorium.² Tatsächlich habe ich den Eindruck, dass die »Medienthese« und die »Karrierethese« nur in der Kombination miteinander fruchtbar werden: Dem kreolischen Beamten erschloss sich die Nation als Möglichkeitsraum: Die anderen Orte in der Kolonie waren Orte, an die es ihn auch verschlagen hätte können oder wo er gerne hin versetzt worden wäre. Das Mutterland gehörte dagegen nicht zum Realen Möglichkeitsraum. Der Real/Irrale Raum war die Kolonie – und sie bekam darüber einen Status als ein Raum eigenen Rechts. Auf diesem Hintergrund gewann ihre Repräsentation in der Zeitung an Relevanz. Durch die Zeitung erfährt man, was einem hätte zustossen können, wenn man sich an einer anderen Stelle im Möglichkeitsraum befunden hätte. Alleine aber hätte die Reprä-

² Tatsächlich haben viele Nationalisatoren die Bedeutung von Versetzungsregimes für den Aufbau eines Nationalbewusstseins verstanden. Beamte der türkischen Republik rotieren deshalb regelmäßig.

sentation in der Zeitung nicht ausgereicht, um ein starkes Nationalgefühl zu entwickeln. Und zwar deshalb nicht – worauf Michael Warner (2000) hingewiesen hat – weil Zeitungen Öffentlichkeiten konstituieren. Derartige Öffentlichkeiten sind soziologisch aber deutlich von Gemeinden/Gemeinschaften (communities) unterschieden. Öffentlichkeiten entstehen, indem man ein bestimmtes Produkt liest. Sie sind wirkungsmächtig – aber ganz anders wirkungsmächtig als Gemeinschaften. Sie strukturieren Wahlbilder, aber sie begründen keine Solidargemeinschaften.

Der Fall eignet sich ebenfalls, um über die Grenzen der Imagination nachzudenken. Der Anderson'sche Beamte mag davon träumen, in Madrid tätig zu sein. Dies ist jedoch eine Fantasie – und keine realistische Vorstellung. Der Satz: »Wenn ich in Madrid das Amt besetzen würde [...]« ist ein falscher Irraler Bedingungssatz. Der Grund der Verhinderung ist nun gesellschaftlich bedingt und liegt am Regime des Mutterlands, das auch anders hätte handeln können. Die Verantwortung kann deshalb dorthin adressiert werden. Die Wut auf das Mutterland – gewiss eine nicht zu unterschätzende Triebfeder von Unabhängigkeitsbewegungen – dürfe hier ihre Wurzel haben.

Man mag schließlich darauf hinweisen, dass es mit der Idee der Irrealen Konditionalsätze möglich ist, die Nationalismustheorien von Anderson (1983/1993) und Gellner (1991) zwanglos zu verbinden. Für Gellner zeichnet sich der Raum der Nation dadurch aus, dass in ihm (idealerweise) eine Homogenität von Handlungsbedingungen herrscht. Der Imaginäre Raum der Nation ist damit auch für ihn ein Möglichkeitsraum: Er besagt, dass man mit einigem Realismus sagen könnte, dass man innerhalb dieses Raums an einem anderen Ort als dem eigenen arbeiten könnte – etwa weil die Diplome anerkannt sind, weil man die Sprache spricht, weil man die nötigen Papiere hat.

Transnationale Räume als Möglichkeitsräume

Wie nationale Räume entfalten sich Transnationale Räume und Gemeinschaften zunächst als Möglichkeitsräume.

Betrachten wir zunächst den Fall, in dem ein Staat bestrebt ist, Angehörige der Staatsnation über die nationalen Grenzen hinaus an sich zu binden, also die Imaginäre Gemeinschaft nicht an den Grenzen enden zu

lassen. Eine der zentralen Techniken, um dies zu erreichen, ist es, den nationalen Möglichkeitsraum über die Grenzen hinaus zu erweitern. Dies geschieht in der Regel dadurch, dass den in der Diaspora lebenden Auswanderern Bürgerrechte verliehen werden – etwa das prinzipielle Anrecht auf Staatsbürgerschaft. Der Staat Israel ist ein derartiger Staat. Wenn die hier vorgetragenen Überlegungen zutreffen, dann ist die Gewährung des Bürgerrechts an alle Juden ein äußerst effektiver Weg, eine enge Bindung an den Staat auch bei denjenigen zu erzeugen, die außerhalb leben. Dem der Satz: »Wenn ich dort leben würde, wäre auch ich von den Ereignissen betroffen« hat dann einen sehr konkreten Realitätsgehalt (beziehungsweise ist ein wahrer Irrealer Konditionalatz). Strategisch hat die Regierung Ungarn diesen Sachverhalt eingesetzt. Um das Nationalgefühl der in den Nachbarstaaten Rumänien, Serbien und Slowakei lebenden Ungarn zu fördern, wurde am 19.6.2001 ein Statusgesetz verabschiedet, das eine transnationale Form von Bürgerrechten festschrieb. Rumänien reagierte wenig überraschend mit Protest auf diesen Versuch, die Imaginäre Gemeinschaft »Ungarn« auszuweiten (Stewart 2002).

Ebenso scheint die in jüngerer Zeit von vielen Nationalstaaten eingerichtete Möglichkeit, Migranten Sonderstatus mit Rückkehrrechten einzuräumen, darauf abzu zielen, ähnliche Bindungen zu schaffen.³ Interessant wäre in dieser Hinsicht eine vergleichende Untersuchung von Staaten, die eine solche Möglichkeit bieten, also ihren emigrierten Ex-Staatsbürgern die Staatsbürgerschaft zubilligen (wie Kroatien), und denen, die sich dieser Möglichkeit verschließen (wie Serbien bis vor kurzem). Man kann zeigen, dass die kroatische Diaspora in vielerlei Hinsicht eine weit effektivere Einflussnahme während der Unabhängigkeitskämpfe und danach ausgeübt hat – bis zu dem Punkt, dass der Wahlerfolg des kroatischen Präsidenten Franjo Tuđman mit einer Spende in Höhe von vier Millionen erklärt wird, die von Exilkroaten aus den USA und Kanada aufgebracht wurde.

Derartige Versuche, Möglichkeitsräume »von oben« zu schaffen und damit eine Imaginäre *community* zu stiften, sind jedoch vergleichsweise unbedeutend im Vergleich zu der Konstitution von Möglichkeitsräumen »von unten« durch Wanderungsbewegungen.

Mit der Genese eines Möglichkeitsraums von unten wurde ich in den siebziger Jahren bei meiner Feldforschung in der ländlichen Türkei konfrontiert. Das Lebensgefühl der Bauern von Subay/Kasamonu veränderte

sich grundlegend, als in den fünfziger Jahren die Massenmigration in die türkischen Großstädte und in den siebziger Jahren die Migration nach Deutschland einsetzte. Dabei handelte es sich ursprünglich um Armutsmigration – die Auswanderer waren junge Männer aus den ärmsten und kinderreicheren Familien, die zu dem Schritt gezwungen waren. Die Migration führte dazu, dass die Lebensverhältnisse im Dorf sich insgesamt wesentlich verbesserten, einfach weil der Druck vom Land genommen war. Gleichzeitig aber wurde das Leben im Dorf abgewertet – und zwar auch für diejenigen, die zunächst froh darüber waren, dass sie bleiben konnten. Der relative Erfolg der ersten Generation von Migranten nach Istanbul, Izmir und Ankara hatte nämlich den urbanen Raum als Möglichkeitsraum konstituiert. Was zunächst als Privileg aufgefasst worden war – nämlich im Dorf bleiben zu dürfen – erschien auf einmal als eine verpasste Chance. Dies fand Ausdruck in Redewendungen, dass man sich »aus dem Dorf retten müsse«, weil es »im Dorf keine Zukunft gib« oder »kein Leben stattfindet«. Mit einem Wort: Es war die Existenz von Migranten, die so waren wie man selbst, oder an deren Stelle man selbst hätte sein können, die die Stadt als Möglichkeitsraum konstituierten. Man begann sich mit den Migranten zu vergleichen.

An diesem Fall ist zunächst interessant, dass erst die Massenmigration den Möglichkeitsraum als soziales Phänomen schuf: Es hatte immer schon einzelne Abenteuer gegeben, die das Dorf verlassen hatten. Diese waren aber für die meisten Angehörigen des Dorfes Einzelfälle – sie waren »anders«. Sie gehörten nicht zur gleichen Kategorie wie man selbst. Aus ihrem Erfolg (oder ihrem Scheitern) ließ sich keine Regel ableiten. Die Entscheidung von Aussteigern bot Stoff für Geschichten, hatte aber keine Relevanz für die eigene Selbsteinschätzung. Erst als sehr viele auswanderten, machte sich der Eindruck breit, dass man auch an ihrer Stelle sein könnte – wenn man nur die Gelegenheit, die sich bietet, beim Schopf ergreifen würde. Erst damit wird aus einem einfachen Bleiben eine Entscheidung zu bleiben.

Eine andere Lebenswelt wird erst dann bedeutsam, wenn man sie in der Struktur eines wahren Irrealen Bedingungssatzes auf die eigene Situation beziehen kann. Die bloße Konfrontation mit dem Reichum anderer ist nicht real. Die Bauern von Subay wussten natürlich immer schon, dass man in den Städten (oder auch in manchen anderen Dörfern) besser lebt. Es zirkulierten oft fantastisch ausgeschmückte Geschichten über diese Orte. Diese Geschichten hatten aber keine Bedeutung für einen selbst, weil

3 Für die Türkei siehe hierzu Caglar 2003.

diese Orte unerschöpflich waren. Sie hatten den Charakter von Märchen. Diese Beobachtung ist wichtig in Bezug auf die Folgen des medialen Zusammenwachsens der Welt. Die Schilderung von Orten entfaltet ihre Wirksamkeit erst dann, wenn diese Orte auch zugänglich werden. Niemand wird Neidgefühle entwickeln, wenn eine andere Kategorie von Personen besser lebt. Umgekehrt bekommen diese Schilderungen und Filme jedoch plötzlich eine sehr reale Bedeutung, wenn es Migrationsrouten gibt, die einem diese Räume zugänglich machen.

Die Eröffnung von Möglichkeitsräumen korrespondiert mit Sehensuchts- und/oder Angststräumen. Frank Pieke führt den Begriff der *culture of migration* ein, um die Verschränkung von Chancenstrukturen mit Normen, Werten und Deutungsmustern zu fassen. In Bezug auf die Provinz Fukien in Ostchina zeigt er auf, wie Handels- und Schmuggelnetzwerke die Migrationsmöglichkeiten strukturieren. Potenzielle Migranten tendieren dazu, zu Orten zu gehen, wo sie eine etablierte *community* aus ihrem Dorf oder der weiteren Herkunftsregion vorfinden (Pieke 2002: 23). Dabei sind nach Pieke »folk theories of success« das entscheidende Medium des Imaginären:

»Discourses on social mobility that prescribe what constitutes success and how to attain it, while proscribing (often simply by remaining silent about them) others that locally quite literally are not considered an option. In the source areas of Fujianese mass migration a culture of migration has taken root that prepares all able-bodied men and women for their eventual departure. In the Fujian home communities, the culture of emigration stigmatizes local alternatives to emigration as second rate or even a sign of failure« (Pieke 2002: 32).

Man erkennt mit Leichtigkeit hier die Verschränkungen wieder, die im Irrealen Konditionalsatz vollzogen werden: Diskurse über soziale Mobilität treffen Gesetzesaussagen (Migranten in XY verdienen viel Geld); Konditionen (alle gesunden Männer und Frauen sind in der Lage zu migrieren); Moral (wer dies nicht schafft, ist ein Versager) und – in den konkreten Interaktionen – natürlich eine kategoriale Aussage (auch du wärest dazu in der Lage). Es sind diese Diskurse zur sozialen Mobilität (die natürlich Erzählungen über die möglichen Zielorte der Migration enthalten), in denen spezifische Orte und Gemeinschaften imaginiert, produziert und geschaffen werden.

Es bleibt auf zwei weitere Aspekte der Entfaltung der Möglichkeitsräume hinzuweisen: Der erste Aspekt ist der Hinderungsgrund. Der Satz: »Ich würde migrieren« hat, wie oben ausgeführt, nur dann Sinn, wenn ich

gegenwärtig nicht in der Lage bin, tatsächlich zu migrieren (sonst würde man die Form des Realen Bedingungssatzes wählen, also sagen: »wenn ich migriere«). Der Hinderungsgrund kann nun an einem selbst liegen oder an anderen. Im ersten Fall kann oder will man nicht migrieren – weil man Verpflichtungen hat, die einen binden, oder weil man es sich nicht zutraut. Wie auch immer: Die Tatsache zu bleiben verliert ihre Selbstverständlichkeit. Sie wird zur bewussten Entscheidung, für die man letztendlich die Verantwortung trägt und für die man sich selbst oder anderen rechtfertigen muss. Wenn der Hinderungsgrund an »der Gesellschaft« liegt (etwa wenn die Eltern es verbieten, zu migrieren), dann lässt sich daraus leicht ein Vorwurf oder eine Anklage schmieden. Die Legitimität des gesellschaftlichen Verbots steht in Frage. Kurz: Die Eröffnung des Möglichkeitsraums korrespondiert mit der Entfaltung von Sinnfragen – auf der individuellen oder auf der kollektiven Ebene.

Der zweite Punkt ist, dass die Entfaltung des Möglichkeitsraums eine zeitliche Komponente hat. In der Regel gibt es »Zeitfenster« für lebenswichtige Entscheidungen – denjenigen, der zu spät kommt, straft, wie man seit der Perestrojka weiß, die Geschichte. Kurz: Mit der Entfaltung von Möglichkeitsräumen kann die Zeit knapp werden. Die Metapher der Torchlusspanik fasst dies in ein schönes Bild. Der historische Moment kann zu einem »Jetzt oder Nie« kulminieren. Auch in dieser Hinsicht wurde ich in Subay mit der Unheimlichkeit der Zeit konfrontiert. Die Bauern wussten, dass sie nur als junge Männer die Möglichkeit hatten zu migrieren. Wenn sie, wie von ihnen erwartet wurde, die Eltern bis zu ihrem Tod versorgen würden, wäre der Zeitpunkt für die Migration verpasst.

Räume verpasster Möglichkeiten (Irreale Bedingungssätze der Vergangenheit)

Irreale Bedingungssätze der Vergangenheit thematisieren die Situation der verpassten oder genutzten Gelegenheit. »Wenn ich migriert/geblieben wäre.« Während Irreale Bedingungssätze der Gegenwart zentral für die Frage des Imaginären Raums sind, sind Irreale Bedingungssätze der Vergangenheit zentral für die Beziehungsstrukturen innerhalb der Imaginären Gemeinschaft.

Zu demjenigen, die eine Alternative zu einem selbst leben, steht man immer in einer schwierigen Beziehung. Wenn die Zeitstruktur noch offen ist, kann man die anderen als Herausforderung, Mahnung oder Ansporn empfinden. Wenn das Zeitfenster jedoch zugegangen ist, sind die Beziehungen festgezurrt. Die anderen haben die bessere oder schlechtere Entscheidung getroffen, sie sind weiter oder weniger weit. Aus ehemals kategorial gleichen sind jetzt kategorial verschiedene Menschen geworden. Dieses Verhältnis von Gleichheit und Differenz bedingt unterschiedliche Gefühlslagen. Häufig ist Neid (wenn man die schlechte Karte gezogen hat), schlechtes Gewissen (wenn man die gute Karte gezogen hat), Scham oder Schuld (was oft mit Verantwortungsgefühlen einhergeht) – oder umgekehrt das Gefühl, einen Anspruch zu haben.

Man betrachte in diesem Zusammenhang eine kleine Geschichte, die in den Tagen der deutschen Wiedervereinigung die Runde machte: Ein Paar aus der noch existierenden DDR genießt 1990 vier Wochen lang einen Urlaub im Bayerischen in vollen Zügen. Sie prellen die Rechnung. Nach ihrer Abreise findet der Wirt einen Zettel mit der Inschrift vor: »Ihr habt vierzig Jahre gut gelebt, wir vier Wochen«. Man vergegenwärtige sich die Struktur des Irrealen Bedingungssatzes, der hinter diesem Narrativ steht: 1) Gesetz: Der Deutsche, der von 1945–1989 in der Bundesrepublik lebte, hatte die besseren Lebenschancen, als wer in der DDR lebte; 2) Kategorie: Wir sind Deutsche, also kategorial gleich; 3) Kondition: Es war nur Zufall, dass die einen in der BRD und die anderen in der DDR gelandet sind; 4) Moral: Dies begründet das Recht auf einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit. Ebenso deutlich ist die komplexe Gefühlslage, die hinter dieser Erzählung steht: Der westdeutsche Erzähler unterstellt dem ostdeutschen Gegenüber Neid, Ressentiment – und die Geschichte selbst dient der Abwehr eines unterstellten Anspruchs.

Eine gewisse Ähnlichkeit dazu hat die fast klassische gespannte Beziehung zwischen Migranten und Ausgewanderten (Becker/Merkel). Wie in dem oben beschriebenen Fall der DDR-Bürger, ist es fast so, als ob diejenigen, die die schlechtere Karte gezogen haben, einen Rechtsanspruch auf den Besitz des Bessergestellten hätten. Migranten, die in die Türkei im Urlaub zurückkehren, berichten bemerkenswert häufig von Betrugsschichten. Sie werden als Almanci, als Deutschländer, betrachtet und übers Ohr gehauen. Dabei dürfen sich die Türkei-Türken im Recht sehen, weil sie die Operation machen: Wenn ich nicht durch widrige Lebensumstände zurückgehalten worden wäre, wäre ich auch in der Situation der

Reichen. Dabei wird die implizierte Gesetzaussage (»in Deutschland ist es einfach Geld, zu machen«) von den Migranten zurückgewiesen (»sie haben keine Ahnung von den Lebensbedingungen«).

Besonders ausgeprägt ist die Spannung zwischen Auswanderern und Zurückgebliebenen im Fall der Flucht aus Kriegs- und Bürgerkriegsgebieten – und zwar deshalb, weil in Fällen der physischen Gewalt der Irrealis (wäre ich geblieben, wäre ich gegangen) existenzielle Dimensionen annimmt. Entsprechend bitterer fallen die Urteile über Flüchtlinge aus. Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina werden von Zurückgebliebenen nicht selten als »Verräter« angesehen, die im Krieg geflohen sind und sich nicht an der Verteidigung der Heimat beteiligt haben. Dieses Gefühl war besonders in Sarajewo verbreitet, wo die zwei Jahre Belagerung durch die jugoslawische Armee tiefe Wunden hinterlassen haben. Dabei gibt es auch und bemerkenswerterweise, Fehleinschätzungen über den Luxus, in dem die Flüchtlinge während ihres Aufenthalts in Europa angeblich gelebt haben (vgl. Al-Ali u.a. 2001). Ähnliche Gefühle wurden gegenüber deutschen Emigranten während des Nationalsozialismus geäußert und scheinen auch gegenwärtig die Beziehungen im Irak zu strukturieren.

Dem Neid auf der einen korrespondiert nicht selten das Schuldgefühl auf der anderen Seite. Dies wird nicht selten zum Einklagen praktischer Solidarität genutzt. Von Migranten aus Eritrea, die in Europa lebten, wurde eine »freiwillige« Steuer in Höhe von zwei Prozent des Einkommens erhoben (vgl. ebd.). In der Berliner Eritreischen Gemeinde wurden die Listen der Spender ausgehängt, mit dem Resultat, dass erheblicher Druck auf diejenigen ausgeübt wurde, die sich diesen Zahlungen entzogen. Ähnliches wurde für kurdische und tamilische Migranten berichtet. Die Institution derartiger Steuern reflektiert die Wirkungskraft des Imaginären. Ein gesicherter Aufenthaltsstatus und ein faktischer wirtschaftlicher Erfolg im Einwandererhand führt oft nicht zur Lockerung von Beziehungen (wie von Integrationsstheoretikern vermutet wird), sondern sie kann auch dazu führen, dass das schlechte Gewissen gegenüber dem Herkunftsland mit der Disparität der Lebenslagen zunimmt (vgl. ebd.).

Imaginäre Räume und Imaginäre Gemeinschaften zeichnen sich also durch ein komplexes Bezugssystem aus, dessen Struktur sich an Irrealen Konditionalsätzen ablesen lässt. Sie sind nicht durch geteilte Normen- und Wertssysteme charakterisiert, sondern durch die Quadrangulation von Kategorie – Gesetz – Kondition – Moralischer Bewertung. Der Migrant der zweiten Generation und der gleichaltrige Verwandte in der Türkei brau-

- Castoriadis, C. (1984, orig. 1975), *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*, Frankfurt/M.
- Chifford, J. (1997), *Routés Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge.
- Gellner, E. (1991, orig. 1983), *Nationalismus und Moderne*, Berlin.
- Goffman, E. (1993), *Frame analysis: an essay on the organization of experience*, Boston.
- Goodman, N. (1975, orig. 1955), *Taktische Fiktion, Voraussetz.*, Frankfurt/M.
- Iser, W. (1993), *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*, Frankfurt/M.
- Mannitz, S. (2002), »Auffassungen von kultureller Differenz«, in: W. Schiffauer u.a. (Hg.): *Staat-Schule-Ethnizität*, Münster.
- Musil, R. (1978, orig. 1930), *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek bei Hamburg.
- Parle, S. P. (1999), *Longing and Belonging: issues of homeland in the Armenian diaspora*, Transnational Communities Programme Working Paper Series.
- Pieke, F. N. (2002), »Recent Trends in Chinese Migration to Europe: Fujianese Migrations«, in: *International Organization for Migration (IOM): Perspectives, Gent*.
- Sartre, J. P. (1962, orig. 1943), *Das Sein und das Nichts*, Reinbek bei Hamburg.
- Schiffauer, W. (1987), *Die Bauern von Subay. Das Leben in einem türkischen Dorf*, Stuttgart.
- Stewart, M. (2002), »The Hungarian Status Law: A new European form of Transnational Politics«, in: *Working Paper Series, Hrg von Programme, Transnational Communities*, Oxford.
- Warner, M. (2002), »Publics and Counterpublics«, in: *Public Culture*, 14 (1), S. 49–90.

Blickfänge: Räumlich-geschlechtliche Inszenierungen am Beispiel der Prostitution¹

Martina Löw

In ihrem Frühjahrskatalog präsentiert die Traditionsfirma Faller die Neheiten auf dem Sektor des Modelleisenbahnwesens. Darunter findet sich dieses Jahr erstmalig ein Bausatz, der den Namen »Nachtclub Lila Eule« trägt. Er wird – laut Katalog – angeboten »inklusive rotem Blinklicht und fünf Gewerbetreibenden«. Einerseits, so lässt sich unmittelbar folgern, weist die Innovation auf dem Spielzeugmarkt unweigerlich auf eine Liberalisierung der Einstellungen in Bezug auf Sexarbeit hin. Schon Kinder können nun kleine Prostituierte entlang ihrer Eisenbahnroute aufbauen und den Zug auf eine ganz spezifische Märchenwelt hinlenken. Gleichwohl, so neu ist die Entwicklung andererseits auch wieder nicht. Noch immer sind es mehrheitlich Väter und Söhne, die sich den Schnapspureisenbahnen widmen und in den dunklen, abgelegenen Hobbykellern gemeinsam Märneträumen nachhängen. Daher ist es nur folgerichtig, die Sozialisation in das Rotlichtmilieu nicht nur mit Dampfmaschinen und Spurweiten, sondern eben auch mit lila Eulen samt Gewerbetreibenden zu beginnen.

Jenseits der Meistererzählung

Das Feld der Prostitution oder Sexarbeit ist mal schillernd und erotisch, dann wieder tragisch und zerstörerisch, es basiert auf einer Großindustrie und Kleingewerbe gleichzeitig. Wie viele Frauenberufe, so zum Beispiel Logopädinnen, Heilpraktikerinnen oder Kosmetikerinnen, ist die Ausbildung ungetriggert und wird meist von den Frauen selbst finanziert. Mit der Friseurin, Krankenschwester, Arzthelferin oder Verkäuferin teilt die Pro-

¹ Mein Dank gilt dem Internationalen Forschungszentrum in Wien (IFK), welches mir durch ein Research Fellowship die Möglichkeit gegeben hat, das Wiener Rotlichtmilieu ausgiebig zu studieren.